32101 071957375

E. Ch. Achelis:

Björnsons Über unsre Kraft

und das Wesen des Christentums.

BERLIN, 1902.
Verlag von
Reuther & Reichard.

Library of

Princeton University.

Pamphlet
Binder
Gaylord Bros.
Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN 21, 1908

Björnsons „Über unsere Kraft“

und das

Wesen des Christentums

von

D. **E. Chr. Achelis,**
Professor der Theologie an der Universität Marburg.

Berlin, Verlag von Reuther & Reichard 1902.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H.,
Hofbuchdruckerei in Cöthen.

Der dieſer Schrift zu Grunde liegende Vortrag wurde am 13. November 1901 in Kaſſel und am 11. Dezember gleichen Jahres in Marburg gehalten und findet ſich in urſprünglicher Form im Februarheft 1902 der Zeitſchrift „Halte was du haſt“ abgedruckt.

3350
23

456032

Oskar Kohlschmidt hat jüngst ein Buch ausgehen lassen unter dem Titel: „Der evangelische Pfarrer in moderner Dichtung“. Man staunt über die große Reihe dramatischer und novellistischer Dichtungen aus neuerer Zeit, die mit dem evangelischen Pfarrer sich beschäftigen; fast noch mehr staunt man über den anständigen und ehrfürchtigen Ton, der in der Behandlung des evangelischen Pfarrers in manchen dieser Dichtungen herrscht. Aber freilich, die Pastoren sind sämtlich „Sonntagsmenschen“, und bei aller Trefflichkeit „fehlt ihnen ein Sinn, der Sinn für das Wirkliche“. Nicht immer sind es religiöse Probleme, als deren Träger der evangelische Pfarrer figuriert; oft ist's die sittliche Autorität, die er in den Verwicklungen des Lebens repräsentiert, oft auch der stille sittigende und reine Einfluß des Pfarrhauses, der von ihm sein Gepräge empfängt. In Björnsons „Über unsere Kraft“ beherrscht das religiöse Problem das ganze Doppeldrama von

Anfang bis zu Ende. Der große Erfolg, den das Doppeldrama auf den Brettern und im Buchhandel davongetragen hat, ist fast ausschließlich diesem religiösen Problem, also dem Inhalte, zuzuschreiben. Ich wage das zu behaupten, jedoch nicht, als ob die dramatische Kunst des Dichters, in der das Problem behandelt wird, gering zu schätzen wäre. Nach der Kunstverständigen Urteil, dem ich mich gern anschließe, ist der Aufbau der Dramen, die Macht der sog. Peripetie, des Knotens, der Katastrophe, die psychologische Feinheit und Klarheit der Charakteristik aller handelnden Personen, nicht weniger die dem Gegenstande sich innigst anschmiegende Sprache, — alles das ist durchweg bewundernswürdig; aber alles das ist dem Inhalt, der Durchführung des religiösen Problems, schlechthin dienstbar. In weiten Kreisen hat es Fragen und Urteile, Erstaunen und Beifall, vielleicht mehr noch Beunruhigung und Verwirrung hervorgerufen. Nicht die Frage: ist das Problem schön behandelt? sondern die Frage: ist die Lösung des religiösen Problems der Wahrheit entsprechend? ist in den Vordergrund der Diskussion getreten, und diese Thatsache mag es rechtfertigen, daß ein Theologe es für seines Berufs erachtet, über Björnsons Dichtung sich zu äußern.

In mancher Beziehung kann man den Erfolg, den unſer Doppeldrama und mit ihm mehrere andere religiöſe Dramen, z. B. von Ibſen, gehabt haben, nur begrüßen. Es iſt immerhin ein Zeichen, daß trotz der Überſchwemmung unſerer Theater mit naturaliſtiſchen und ſeichten Produkten der Sinn für ernſte Fragen ſich erhalten hat, vielleicht auch, daß man anfängt, jener Produkte endlich einmal müde zu werden. Allerdings darf man wohl nicht verkennen, daß das Theater kaum der geeignete Ort, und die dramatiſche Aufführung kaum die geeignete Form für die Behandlung gerade religiöſer Probleme iſt. Allein das Gute hat dieſe Behandlung: die Probleme werden genannt, ſie werden vielen ins Herz geworfen, ſie werden erwogen, nun kommt's nur darauf an, das richtige Urteil darüber zu gewinnen.

Doch nun zu unſerem Doppeldrama. Welches iſt das religiöſe Problem? Mit dem Titel der bekannten Vorträge eines bekannten Theologen kann man den beiden Dramen die Überſchrift geben: „Das Weſen des Chriſtentums"; der erſte Teil behandelt den Chriſtenglauben, der zweite die Chriſtenliebe. Welches iſt nach dem erſten Teil das Weſen des Chriſtenglaubens? Vergegenwärtigen wir uns die Handlung!

Hoch oben im Norden Skandinaviens, im Lande der Mitternachtssonne, lebt und wirkt Paſtor Sang. Ein treuer, zu jedem Opfer bereiter Hirt ſeiner Gemeinde. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen hat er im Dienſt an den Armen und Hilfsbedürftigen dahingegeben. Keine Nacht iſt ihm zu dunkel, kein Gebirgspfad zu gefahrvoll, wenn es gilt, Kranke zu beſuchen und Bekümmerte aufzurichten. In einſamem kleinen Boot fährt er bei Sturmeswetter über den Fjord, um ſeinen paſtoralen Pflichten zu genügen, in kindlichem Gottvertrauen, daß ihm kein Unglück auf den Wegen Gottes begegnen wird. Dasſelbe Bewußtſein ſchlechthiniger Abhängigkeit von der allmächtigen Liebe, das ihm ſelbſt die ſonnenhafte Harmonie ſeines inneren Lebens verleiht, durchdringt auch ſein Verhalten zu ſeiner Gemeinde und ſeinen Hausgenoſſen. „Daß man glauben muß, um nicht verurteilt zu werden, das, ſagt er, iſt Gottes Sache. Unſere Sache iſt es, wahr zu ſein. Dann werden wir ſchon glauben, hier oder im Jenſeits.“ „Er arbeitet für die Ausbreitung des Glaubens, aber auf ſeine Weiſe. Niemals, nein niemals mit Zwang. Er iſt gegen alle unbedingt gleich rückſichtsvoll“, reich an Liebe und Güte gegen alle, ſtets nur das Gute in jedem auch noch ſo verkommenen

Menſchen ſuchend und findend, voll zärtlicher Fürſorge für die Seinen; für ihn iſt „immer Sonntag, doch ein Sinn fehlt ihm: der Sinn für das Wirkliche“. Mit offenem Kindesauge ſchaut er in die Welt, überall die Nähe Gottes in ſeinen Werken ſpürend. Die Schönheit der aufſprießenden Frühlingsblumen erfüllt ihn mit heiligem Frohlocken; ſein Fuß darf keine zertreten, ſeine Hand wagt keine zu brechen, obgleich ſeine kranke Frau auf ihrem Lager nach den Blumen ſo ſehr ſich ſehnt.

Dieſer Paſtor Sang, ein Gefühlsmenſch, wie er ſich ſelber nennt, hat die Gabe des erhörlichen Gebetes; durch das Gebet thut er Wunder, heilt überall Kranke und Leidende, und ſelbſt ein für tot daliegendes Mädchen ruft er durch Handauflegung und Gebet ins Leben zurück. Nur an ſeiner gelähmten hyſteriſchen Frau verſagt bis dahin ſeine Kraft. Monatelang liegt ſie ſchlaflos da, ohne ſich erheben zu können. Zwar hat ſie es öfter erfahren, daß ſeine Nähe ihr half; waren ihre Gebeine krampfvoll gekrümmt, ſo genügte das Kommen ihres Mannes, den Krampf zu ſtillen. Aber weiter ging ſein Einfluß nicht. Weshalb nicht? Sie liebt und verehrt ihren Mann über alles; allein ſie folgt ihm ängſtlich und ſorgenvoll mit ihren Gedanken auf ſeinen

gefahrvollen Amtswegen, ſie hat ihm auch widerſtanden, wenn er eins ihrer beiden jungen Kinder mit ſich auf die ſtürmiſche Seefahrt nahm. Sein unbedingtes Gottvertrauen nennt ſie ein „Gottverſuchen", und ſo energiſch iſt ihr Widerſtreben, daß ſie in dem erſten Auftritt ihrer Schweſter gegenüber erklärt: „Ich weiß nur, wenn er den Kindern nimmt, wovon ſie leben ſollen, und es böſen, ſchlechten Menſchen giebt, oder wenn er ſelber im Nebel übers Gebirge gehen oder im Sturm auf die See hinaus will, — da, ja, da lege ich mich ihm quer in den Weg! Ich thue alles, unbedingt alles, was ich erſinnen kann, um ihn daran zu hindern! Den Fall geſetzt, er wollte es jetzt thun — — Ich habe ſeit Monaten nicht auf meinen Beinen ſtehen können, — aber dann könnte ich es, dann könnte ich es! Ich bin feſt davon überzeugt! Dann thue auch ich Wunder, denn ich liebe ihn und ſeine Kinder." Wir ſehen, der Mangel an hingebendem Glauben an die unbedingt richtige und gottwohlgefällige Handlungsweiſe ihres Mannes und an ſeine von Gott gewirkte Wundermacht hat einen tieferen Grund; es iſt der Konflikt der bei aller Wärme nüchternen Gatten- und Mutterliebe und der religiöſen, der verſtändigen Überlegung entbehrenden Hochgeſpanntheit ihres

Mannes. Dieſer Konflikt muß gehoben werden, wenn ihr geholfen ſein ſoll. Sang will ihn heben auf religiöſem Wege; er will die Kranke zu gleicher Hochgeſpanntheit führen, ihren „Glauben" will er durch ſein himmelſtürmendes Gebet entzünden. Heimlich läßt er ſeine beiden auswärts in einer Unterrichtsanſtalt weilenden Kinder, Elias und Rahel, kommen, um mit ihnen im Gebet ſich zu vereinen und um das Lager der Mutter eine Gebetskette zu ſchmieden. Doch die Kinder verſagen. Es beunruhigt den Vater ſchon, daß ſie, ermüdet von der Reiſe, zur beſtimmten Morgenſtunde nicht am Platze ſind; und als ſie nun erſcheinen, erklären ſie, den Glauben an die Wunderkraft des Gebetes ihres Vaters trotz aller liebenden Verehrung verloren zu haben. Sang macht ihnen keinen Vorwurf, er ſieht vielmehr in ihrer Weigerung mitzubeten nur eine Strafe ſeiner Schwachheit, auf Menſchen, ſtatt auf Gott allein, ſeine Hoffnung geſetzt zu haben. Nun weiß er, er allein ſolle es thun. Er will in die nahe Kirche gehen, ſingen und beten, und das Läuten der Glocke ſoll ihnen anzeigen, daß er für ſeine kranke Frau im Gebete mit Gott ringt. Die Glocke ertönt, und das erſte Wunder begiebt ſich: die ſchlafloſe Kranke ſinkt in einen

tiefen ruhigen Schlaf. Eine Menge Volks sammelt sich um die Kirche in feierlich betender Stille; ein Lahmer wird geheilt, da er Sang im Gebete weiß. Ein zweites Wunder begiebt sich: infolge anhaltenden Regens hat ein Teil des nahen Berges sich gelöst, und mit furchtbarem Getöse saust der Bergsturz nieder, um gerade vor der Kirche abzubiegen, — und die Glocke tönt und Sang betet und singt. Als er mit vielfachem Hallelujah geendet, erhebt sich die Kranke und wandelt ihrem heimkehrenden Gatten entgegen, sie umarmt ihn — und sinkt entseelt, von seinen Armen umschlungen, zu Boden. Mit dem Rufe: „Aber das war ja nicht die Absicht? Oder — oder?“ greift Sang nach seinem Herzen und stirbt neben seiner Gattin. „Was meinte er mit diesem Oder?“ fragt einer der anwesenden Pastoren. Ein anderer antwortet: „Ich weiß es nicht zu sagen. Aber er starb daran!“ „Starb? ruft die Tochter Rahel, „das ist unmöglich!“ So endet der erste Teil.

Wir treten an die Betrachtung des Drama heran. Wir werden am geeignetsten so verfahren, daß wir drei Fragen zu beantworten suchen: 1) Was will der Dichter zur Darstellung bringen? 2) Wie urteilt er selbst über das Dargestellte? 3) Wie haben wir darüber zu urteilen?

1. Was will der Dichter darstellen? Fern bleiben muß uns jede Vermutung, als habe der Dichter eine Karrikatur des Christentums zeichnen wollen, oder gar, als liege irgend eine frivole Absicht seiner Darstellung zu grunde. Vor solchem Verdacht schützt ihn die an edlen, geradezu idealen Zügen lauterster Frömmigkeit reiche Charakteristik des Pastors Sang. In dem ersten Auftritt, in dem die kranke Frau ihrer von fern herbeigeeilten Schwester ihr Herz ausschüttet und nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß sie den Aufgaben, die ihr als Frau Pastor Sang gestellt waren, sich körperlich und seelisch nicht gewachsen gezeigt, fragt sie ihre Schwester: „Du bedauerst mich doch wohl nicht? Ich, die ich die Reise gemeinsam mit dem besten Manne der Welt gemacht habe? Mit dem reinsten Willen der Menschheit? Man lebt kürzer auf die Weise, — ja. Alles läßt sich eben nicht vereinen. Aber mit jemand tauschen? — Liebe —! „Ach, es giebt keinen anderen wie ihn! Wir sind alle in Widersprüchen befangen, nur er nicht. Ja, er ist aus einem Guß!“ Seine Kinder bezeugen ihm: „es giebt nur einen Christen, und das ist der Vater.“ In ihrem Fernsein vom Vaterhause haben sie aber gefunden, daß die anderen Christen nicht

ſo waren, wie der Vater es ſie gelehrt hatte. Das Chriſtentum der anderen iſt ein Kompromißchriſtentum. Im Leben wie in der Lehre beugen ſie ſich vor dem Beſtehenden, vor dem, was in ihrer Umgebung und in ihrer Zeit beſteht, vor Einrichtungen, vor Sitten, Vorurteilen, ökonomiſchen und allen möglichen Verhältniſſen. Sie haben in der Lehre Auswege gefunden, ſo daß ſie ſich dem Beſtehenden anpaßt. Im Referat habe ich, um die Entfaltung der Idee nicht zu unterbrechen, die Epiſode nicht erwähnt, daß, während Sang in der Kirche betet, eine Paſtorengeſellſchaft, der Biſchof an der Spitze, auf dem Wege zu einem Miſſionsfeſte in das Pfarrhaus kommt. Ein hervorragender Paſtor, Bratt mit Namen, ſpricht das Urteil über Sang aus: „Dieſer Mann iſt ja mehr als andere Männer; er iſt der edelſte, den die Erde trägt. Einen Glauben wie ſeinen hat noch niemand geſehen. Und auch niemand ſah je einen ſolchen Glauben an ſeinen Glauben.“ Das, meine ich, genügt, um jeden Gedanken an unfreundliche Tendenz des Dichters fern zu halten. Aber nun poſitiv: was wollte er darſtellen? Es iſt vielfach die Meinung laut geworden, die Abſicht Björnſons ſei, nicht das Chriſtentum ſelbſt als Glaubensleben zu ſchildern, nur einen krankhaften Auswuchs des

chriſtlichen Lebens, wie er in der Wunderſucht und in unnatürlicher Übergeiſtlichkeit ſich offenbare. Man verweiſt auf die Schilderung der Natur in jenen nördlichen Strichen, wie ſie Frau Sang ihrer Schweſter entwirft; die Natur gehe dort ja ſelber über alle gewohnten Grenzen hinaus, ſie fordere auch von uns das Außergewöhnliche. „Faſt den ganzen Winter haben wir Nacht, faſt den ganzen Sommer haben wir Tag, und dann ſteht die Sonne Tag und Nacht über dem Horizont.“ Die Seenebel und die Farben des Mondlichts am Winterhimmel, die Millionen von Vögelzügen und Fiſchſchwärmen, die wild aufſteigenden Felſen, an denen der ganze atlantiſche Ozean ſich bricht. Auch die Menſchen in ihren Vorſtellungen ſind maßlos, wie die Natur: das Wunder iſt ihnen ſelbſtverſtändlich, ſie warten darauf, ſie fordern es, Paſtor Sang iſt ſo recht der Mann nach ihrem Herzen, ſein Glaube paßt hierher. Wie er es macht, ſo muß es ſein, das iſt in ihren Augen Chriſtentum.“ Allein mit dem Allen ſoll nicht etwa die Krankhaftigkeit und Maßloſigkeit des Chriſtentums in Paſtor Sang gekennzeichnet worden, es ſoll damit nur begründet werden, daß Sangs Wunderwirken nur in beſchränkten Kreiſen bekannt iſt. „Ich glaube,“ ſagt

Frau Sang, „anderswo hätte es zwanzig-, ja hundertmal mehr Aufsehen erregt, als gerade hier; hier ist es, als müßte es so sein!“ Wir erinnern ferner daran, daß Björnson in seiner Dichtung nur eine zweifache Art des Christentums kennt: das Kompromißchristentum und das Christentum Sangs. Schon die Bezeichnung giebt es unmißverständlich kund, daß nicht das Christentum Sangs, sondern das Kompromißchristentum eine Abschwächung, eine Verweltlichung des Christentums ist; dies ist von seiner Normalität in Halbherzigkeit abgefallen und sucht den Dienst Gottes mit dem Dienst der Welt zu vereinigen. In mannigfaltiger Schattierung tritt dies Kompromißchristentum uns in der Versammlung der Pastoren, in ihren Gesprächen, entgegen. Der eine meint, mit Unentschiedenheit auskommen zu können, ein anderer sucht die Sache Sangs ins Lächerliche zu ziehen: er rät, gegen solchen Wunderglauben das Mittel anzuwenden, das er selbst einst bei 20 Damen, die von Krämpfen befallen wurden, mit Erfolg angewendet, indem er sie mit kaltem Wasser begossen habe, ein Dritter will von allem nichts wissen, er sei Enthusiasterei, wie die Bekehrungsreden der Laienprediger, die Kirche habe sich einfach auf ihre Institutionen zurück-

zuziehen, da sei die Quelle ihrer Kraft. So wird in wenig gehaltvoller Weise hin und her geredet, und erst dann nimmt die Versammlung eine würdige Haltung ein, als sie sich davon überzeugen läßt, daß Sang, und er allein, ein Pastor nach dem Herzen Gottes und ein echter Christ sei. Nehmen wir dazu das Bekenntnis Sangs, wie er seine Entwicklung beschreibt. „Ich sah, daß das Christentum auf dem Bauche kroch; so gar vorsichtig um alle Hügel herum. Weshalb thut es das? fragte ich mich. Geschieht es deshalb, weil es, wenn es sich ganz aufrichtet, alle Dinge aus ihren Angeln heben würde? Ist das Christentum das Unmögliche, oder sind es die Menschen, weil sie nicht wagen? Wenn nur einer es wagte, würden es dann nicht gleich tausende wagen? Und da ward es mir klar, daß ich versuchen müßte, dieser eine zu sein. Und ich meine, das sollte ein jeder versuchen. Thut er es nicht, so ist er kein Gläubiger, denn glauben, das heißt die Überzeugung haben, daß dem Glauben nichts unmöglich ist, und dann diesen Glauben zeigen," — nehmen wir, sage ich, dies Bekenntnis Sangs hinzu. so, dünkt mich, kann kaum ein Zweifel sein, daß Björnson Antwort geben will auf die Frage: worin besteht der Erweis des Christentums?

oder: welchen Erweis der Göttlichkeit des Chriſtentums müſſen die gläubigen Chriſten erwarten? Und die Antwort lautet: wo wirklich das Chriſtentum in einer von Gottes Geiſt durchdrungenen Perſönlichkeit zu Stand und Weſen gekommen iſt, da muß es ſich in Wundern offenbaren, die in Gottes Kraft durch Gebet vollbracht werden. Alſo in Wundern, in Naturwundern, durch die Kranke geſund gemacht und Tote in ein neues Leben wieder erweckt werden, in ſolchen Naturwundern, die kraft des Gebetes von gläubigen Chriſten vollbracht werden, liegt der einzige Erweis des Chriſtentums. Daß meiſtens keine Naturwunder von den Chriſten vollbracht werden, iſt die Folge der Halbherzigkeit, der Lauheit, des Kompromißchriſtentums der Chriſten; in Pfarrer Sang iſt mit dem Chriſtentum Ernſt gemacht, darum iſt hier auch Gebetserhörung und Wunderthun. „Mir iſt das Chriſtentum“, ſagt Paſtor Kröier, „unendlich mehr als eine moraliſche Vorſchrift. Entweder iſt das Chriſtentum ein Leben in Gott über die Welt und alle ihre Vorſchriften hinaus, oder es iſt nicht. Entweder iſt es mehr als Hingebung an irgend eine Idee, nämlich eine neue Welt, ein Wunder, oder es iſt nicht.“ In ergreifender Rede ſchildert Paſtor Bratt ſeine Zweifelsangſt inbetreff der Göttlichkeit

des Chriſtentums, weil das Wunder fehle; er berichtet, mit wie ſehnſuchtsvoller Erwartung er hierher gekommen ſei, wie unbedingt notwendig das Wunder für den Erweis des Chriſtentums ſei, und wie für ihn die letzte entſcheidende Probe jetzt anbreche, da er das Wunder an dem beſten aller Chriſten, dem Paſtor Sang, zu ſchauen begehre. Iſt das Wunder konſtatiert, ſo iſt der Sieg des Chriſtentums gewiß. Millionen würden herbeigeſtürmt kommen, alle, die in Not und Sehnen leben, alle, welche die Wahrheit ſuchen, voran die tiefen ernſten Forſcher, die hohen Geiſter; ihre Glut würde am ſchönſten, ihr Glaube am gewichtigſten ſein. Nicht der Wahrheitsdrang, nicht die Glaubensfähigkeit fehlt ihnen, ſondern einzig und allein das Wunder. Unter den Paſtoren, die keineswegs alle Idealiſten ſind oder auch durchweg beſonders würdige Vertreter ihres Standes, herrſchen zuerſt gar verſchiedene Anſchauungen; aber durch die aus tiefſter Überzeugung und mit der Kraft ewiger Entſcheidung gehaltenen Reden Bratts ſind ſämtliche Paſtoren, der Biſchof an der Spitze, für dasſelbe Urteil gewonnen; ſie ſehen in dem Wunder, dem Naturwunder Sangs den Anbruch des göttlichen Reiches. Aus dem zweiten Teil des Dramas dürfen wir hinzufügen: da Bratt alles auf die eine

Karte des Naturwunders gesetzt hat und dies am Schluß des ersten Teils einen so erschütternden Ausgang nimmt, so ist ihm der Glaube und alles verloren; er giebt sein Amt auf und wird sozialistischer Führer der Arbeiter.

2. Doch damit sind wir bereits in die Beantwortung der zweiten Frage eingetreten: Wie urteilt der Dichter selbst über das Dargestellte, also über das nach seiner Meinung echte Christentum, das seinen Erweis im Naturwunder sucht? Mit besonderer Vorliebe ist die Szene entworfen, in der die beiden trefflichen und einsichtsvollen Kinder Sangs, Elias und Rahel, ihrem Vater auseinandersetzen, weshalb sie nicht mit ihm gehen, mit ihm die Gebetskette um ihre kranke Mutter schmieden können. Sie motivieren ihren Unglauben damit, daß sie erkannt hätten, die Lehre der Kompromißchristen sei ebenso natürlich für sie, wie die Lehre Sangs natürlich für ihn sei. Das Christentum sei gewiß nicht etwas, das von Millionen nur einer erreichen könne; Sangs Ideale paßten so wenig zu den menschlichen Verhältnissen und Fähigkeiten, deshalb könnten sie nicht von dem Allwissenden stammen, sie seien vielmehr schon lange vor dem Christentum von Schwärmern des Morgenlandes verkündet. Mit anderen Worten: die Wundergabe, diese

Erweiſung des wahren Chriſtentums, iſt eine Naturgabe, die unter Millionen ein einzelner empfängt. Ein Erweis der Göttlichkeit des Chriſtentums iſt die Wundergabe und die Lehre, daß es ſich in Wundern zu erweiſen habe, nicht, es iſt Sache der Schwärmerei. Da nun aber nach der Lehre des Chriſtentums ſelbſt ſein Erweis im Naturwunder beſteht, ſo iſt's mit dem Chriſtentum überhaupt nichts, es iſt Illuſion. Anders ausgedrückt: Björnſon ſagt: Ich ſchildere das wahre Chriſtentum; aber aus meiner Schilderung geht hervor, daß das wahre Chriſtentum bei aller vorbildlichen Reinheit und lauteren Frömmigkeit ſeiner Träger nichts iſt als Enthuſiasmus, nichts als Schwärmerei und objektiver frommer Trug. Beſonders aus der Endkataſtrophe des erſten Teiles wird jeder Unbefangene den Eindruck davontragen, daß dies allerdings die Meinung des Dichters iſt. Der Pfarrer Sang hat zweifellos auffallende und wunderbare Heilungen vollbracht; aber welcher Art ſind ſeine Wunder? Er hat nicht etwa einen gebrochenen Arm durch Gebet geheilt oder ein amputiertes Bein durch Gebet wieder anwachſen laſſen, — ſeine Heilungen beziehen ſich lediglich auf nervenkranke Perſonen, auf ſeine durch und durch hyſteriſche,

von Geruchshalluzinationen erregte Frau in erſter Linie, auf jene alte Pfarrerswitwe, die mit faſt religiöſer Verehrung zu ihm aufſchaut, auf ihre jugendliche Begleiterin, die Sang von den Toten, d. h. aus hyſteriſchem Starrkrampf, auferweckt hat. Die Kraft, in der Sang ſeine Heilungen vollbringt, man nennt ſie Suggeſtion, vielleicht auch Hypnoſe. Sie iſt der Art nach ganz dasſelbe, was jeder Arzt bei Nervenkranken anwendet. Wie Sang unbedingtes Vertrauen fordert, bevor er heilen kann, ſo ſucht jeder Pſychiater das Vertrauen ſeiner Kranken in erſter Linie zu erwecken, um ſuggeſtiv auf ſie einzuwirken. Allein Sang iſt weit davon entfernt, ſeine Kraft und ſeine Thätigkeit ſo zu deuten; er hält alles für göttliche Glaubensgabe, ſein Gebet iſt das Mittel, den Willen Gottes und Gottes Macht zu löſen und ſeinem Willen dienſtbar zu machen. Je hartnäckiger das Leiden ſeiner Frau, um ſo inbrünſtiger ſteigert er über ſeine Kraft weit hinaus ſeine ſeeliſche Spannung, ſteigert er die ſeeliſche Spannung ſeiner Frau, bis das Unmögliche gelingt: die Schlafloſe findet Schlaf, die Gelähmte erhebt ſich von ihrem Lager und geht ihrem Retter entgegen, — um leblos zuſammenbrechen; denn ſolche Steigerung hielten die kranken Nerven nicht aus.

Als Sang seine Frau tot in seinen Armen hält, fallen ihm die Schuppen von seinen Augen. „Aber das war ja nicht die Absicht?“ stammelt er in kindlichem Ton, dem Knaben gleich, dem sein stolzes Bauwerk plötzlich zusammenbricht. Der Retter seiner Frau ist ihr Mörder wider Willen geworden, den Beweis der höchsten Gebetserhörung hält er als Leiche in seinen Armen. „Oder —oder?“ — ist alles, alles nur Illusion, Suggestion, Hypnose? Das erträgt er nicht; er greift nach seinem Herzen und stirbt.

Das ist Björnsons Urteil über das Wesen des Christentums, sofern es Glaubensleben ist. Sein Urteil ist das Geständnis seiner Lebensanschauung. Im einsamen norwegischen Gebirgsdorf als Sohn eines tiefernsten frommen Pastors aufgewachsen, hat er den Glauben seiner Jugend längst verloren und ist ein radikaler s. g. Freigeist geworden. Aber „der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden“, sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann (Reclam II, 99); unsere Kinderstube geht mit uns durch unser ganzes Leben, uns bewußt und unbewußt macht sie ihren Einfluß geltend auf unser Denken, Glauben, Urteilen, Anschauen. Die Eindrücke von der Frömmigkeit und dem intensiven Gebetsleben seines Vaterhauses sind ihm geblieben; in

dem betenden und ſelbſtloſen Pfarrer Sang hat er ihnen ein ſchönes Denkmal geſetzt. Im Wunderglauben ſeiner Jugend beſtand ihm das Chriſtentum, und ob auch der Zweifel an der objektiven Thatſächlichkeit des Gebetswunders ihn längſt beherrſcht, — das nach ſeiner Meinung im Wunder lebende echte Chriſtentum mag ihm eine Illuſion ſein, es iſt doch eine ehrwürdige, von den edelſten Motiven durchwaltete Illuſion. Das iſt das Urteil Björnſons.

3. Wie haben aber wir, das iſt unſere dritte Frage, darüber zu urteilen? Iſt wirklich der Erweis des Chriſtentums das auf das Gebet des Glaubens geſchehende Naturwunder? Paſtor Sang nimmt es an, die Verſammlung der Paſtoren, der Biſchof an der Spitze, läßt ſich von den Paſtoren Kröier und Bratt davon überzeugen, und Björnſon ſtimmt ihnen bei, doch mit der Folgerung, daß eben deshalb das Chriſtentum als Glaubensleben nichts ſei. Um ſo geſpannter fragen wir, womit denn die Paſtoren die Richtigkeit ihrer Anſchauung beweiſen. Ihr ganzer Beweis hängt an einem öfter wiederholten Gotteswort, das ihnen als unbedingt ſichere Verheißung für alle Zeiten des Chriſtentums gilt. „Da ſie das ſahen, glaubten es alle," — ſo lautet das Wort. Es iſt bezeichnend, daß dieſer Satz in der Bibel

ſich nicht findet, ob auch Anklänge und ähnliche Worte ſich allenfalls auftreiben laſſen. Doch wir wollen nicht buchſtäbeln; wichtiger und mit Entſchiedenheit geltend zu machen iſt der Umſtand, daß das geſamte Neue Teſtament nichts davon weiß, daß durch Naturwunder der Chriſtenglaube zu erzeugen oder zu erhalten ſei. Dem Paſtorenkonvent iſt es verborgen geblieben, daß der Herr Jeſus Chriſtus, „der umhergezogen iſt und hat wohlgethan und geſund gemacht alle, die vom Teufel überwältigt waren, denn Gott war mit ihm“ (Apoſtelgeſchichte 10, 38), ausdrücklich vor dem Vertrauen auf Wunderzeichen warnt. Dem Ausſätzigen Mark. 1, dem Jairus und ſeinem Hauſe Mark. 5, dem Taubſtummen und ſeinen Freunden Mark. 7, dem Blinden von Bethſaida Mark. 8 verbietet der Herr mit ernſtem Wort, die geſchehene Heilung anderen mitzuteilen, um der Geheilten ſelbſt willen, um anderer Leute willen, damit die Wunderſucht nicht erregt werde. In dem Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus (Luk. 16) bittet der Reiche in der Qual, daß Lazarus zu den Brüdern des Reichen geſandt werde, um ſie zu bekehren. Was wird ihm zur Antwort? „Sie haben Moſe und die Propheten, laß ſie dieſelbigen hören; hören ſie Moſe und die Propheten nicht, ſo werden ſie

auch nicht glauben, ob jemand von den Toten auferstünde.“ Als der Königische (Joh. 4) den Herrn um die Heilung seines Sohnes bat, sprach Jesus zürnend das Wort: „So ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Unter das Gericht dieses Wortes fällt der Pastor Bratt, fallen alle anderen Pastoren Björnsons, da sie von Naturwundern den Glauben abhängig machen. Als die von Jesus ausgesandten Jünger frohlockend zurückkommen: „Herr, es sind uns auch die Dämonen unterthan in deinem Namen,“ da sagt ihnen der Herr: „Darin freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind. Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“ (Luk. 10). Und warnend verweist der Herr auf das letzte Gericht. Da werden viele kommen und sagen: „Herr, haben wir nicht durch deinen Namen geweissagt? Haben wir nicht durch deinen Namen Teufel ausgetrieben. Haben wir nicht durch deinen Namen viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Übelthäter“ (Matth. 7). Nicht die Wunderthäter werden ins Himmelreich kommen, „sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel“. Davon ganz zu schweigen, daß sowohl der Herr selbst,

als ſein Apoſtel Paulus auch von Naturwundern wiſſen, die nicht durch Gotteskraft, ſondern durch ſataniſche Kräfte vollbracht werden. Aber von dem allem weiß Björnſon, wiſſen nach ihm die wunderſüchtigen Paſtoren nichts. Nicht aus der Bibel hat Björnſon ſeine Anſchauung vom Weſen des Chriſtentums geſchöpft; er hat ſie aus den Mißbildungen des Chriſtentums geſchöpft, die gerade in unſerer Zeit der Vorherrſchaft des Naturalismus in großer Menge umgehen. Der Spiritismus iſt es, der aus ſeinem Geiſterklopfen und ſeinen Geiſtererſcheinungen den Erweis der Wahrheit des Chriſtentums entnehmen will. In Amerika hat ſich im letzten Jahrzehnt die Christian Science ungemein weit verbreitet, und in nichts Anderem ſieht ſie den Erweis der Göttlichkeit des Chriſtentums, als in den Wundern und Zeichen, die von den Gläubigen ausgehen. Doch wir brauchen nicht nach Amerika zu wandern, um ſolchen Mißbildungen des Chriſtentums zu begegnen. In einer großen Berliner Zeitung fand ſich vor kurzem folgendes Inſerat: „Chriſtliche wiſſenſchaftliche Vereinigung „Kreuz", Berlin, heilt alle Krankheiten kraft des Glaubens, Macht des Gebetes. Man wende ſich gefl. an den Vorſtand Franz Reuter, Berlin W.,

Körnerſtraße 13, II. Schriftlich iſt Rückporto erbeten.“ Und der „Türmer“ vom Oktober 1901 teilt mit, daß von ſehr hohen Kreiſen protegiert der „Orden vom Geſundbeten“ in Potsdam und Berlin, der aus der Sphäre der Geburts- und der Finanz-Ariſtokratie ſich rekrutiert, in allen Schichten der Berliner Geſellſchaft ſich entwickelt.*) Doch auch nach Berlin brauchen wir nicht zu gehen, um Zerrbilder chriſtlichen Glaubens zu entdecken. Die heilige, hohe und ſelige Wahrheit der Gebetserhörung, wie wird ſie vielfach unter uns in Kreiſen, denen man ernſte chriſtliche Frömmigkeit nicht abſprechen darf, mißbraucht, dahin mißbraucht, daß Gott unſeren Willen thun ſoll, daß wir meinen, Gott in den Dienſt unſerer Intereſſen ziehen zu können, ſtatt daß wir durch das Gebet lernen ſollen, Gottes Willen zu thun, und die Seligkeit der Gebetserhörung darin erfahren ſollen, daß Gottes Wille unſer Wille werde. „Das iſt die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, ſo wir etwas bitten nach ſeinem Willen, ſo höret er uns,“ ſagt Johannes (1. Joh. 5). Es beſteht eine große Gefahr — und

*) Die Verhandlungen der Stadtverordneten von Berlin vom 30. Januar, des Reichstags vom 3. Februar, der Bericht der Tägl. Rundſchau vom 2. Febr. zeigen die Größe des Unfugs.

Der Segen der Arbeit.

Als wir noch den Schläger führten und Burschenlieder sangen, da sangen wir auch im Vollgefühl jugendlicher Begeisterung:

„Wem der Jugend Ideale
Noch das Leben nicht geraubt,
Wer an Freundschaft und an Freiheit
Noch mit glüh'nder Seele glaubt,
Wer noch hehr und heilig achtet
Deutsches Wort und deutsche Kraft,
Der sei allezeit willkommen
In der deutschen Turnerschaft."

Darüber ist manches Jahr vergangen. Das Lied blieb ungesungen, wenn schon unvergessen. Da kam mir das soeben erschienene Buch von Altenburg über die Arbeit*) in die Hand. Und beim Lesen schon der ersten Seiten, ward alte Begeisterung wach, die wuchs und schwoll empor, bis sie sich austönte in dem alten, vielgesungenen Lied.

---

*) Die Arbeit im Dienste der Gemeinschaft. Eltern und Erziehern unserer deutschen Jugend gewidmet von Dr. Oskar Altenburg, Direktor des Königl. evangel. Gymnasiums in Glogau. 8°. VIII, 212 Seiten. Mk. 2.60, geb Mk. 3.50. (Verlag von Reuther & Reichard.)

Inhalt: Einleitung. Erstes Kapitel: Die freie Persönlichkeit. Zweites Kapitel: Das Individuum und die Gemeinschaft. Drittes Kapitel: Diesseits von gut und böse ein Störenfried des Gemeingefühls. Viertes Kapitel: Kultur, Kulturgüter und Kulturübel. Fünftes Kapitel: Ideal, Wirklichkeit und Arbeit auf dem Boden des Christentums. Sechstes Kapitel: Der Idealrealismus als Welt- und Lebensanschauung. Siebentes Kapitel: Die Deutschen als Träger des Idealrealismus. Achtes Kapitel: Ganze Menschen. Neuntes Kapitel: Die sittlich-freie Persönlichkeit in der Arbeit. Zehntes Kapitel: Die Kindererziehung eine sociale Pflicht.

Wink finden zur geſegneten Arbeit in der Gemeinſchaft. „Viel von dem gedankenloſen Subjektivismus, der Zank- und Nörgelſucht u. dergl. wäre überall unnötig und überflüſſig, wenn das Bewußtſein der Vorbildlichkeit in der Arbeit des Berufs in den Vätern, den Müttern, den Hausfrauen, den Lehrherren, den Vorgeſetzten in den Ämtern recht lebendig und dringend und treibend wäre.“ (S 102.) Aber alle Auszüge können nur eine undeutliche Kopie geben, das Original allein iſt friſch und lebenswahr. Von dem wohlbekannten, tief ſittlich religiöſen Standpunkt des Verfaſſers, von dem jüngſt eine wiſſenſchaftliche Zeitſchrift urteilte „ein gewiegter Schulmann, der Herz und Kopf am rechten Fleck hat“ erübrigt es ſich, zu reden. Nur das ſoll geſagt werden, daß dieſer Standpunkt auch in vorliegender Schrift überall klar hervortritt.

Die Ausſtattung des Buches iſt eine würdige, der Preis von Mk. 2.60 gering.

(Nach A. Strauß in der Neuen Niederſchleſiſchen Zeitung Nr. 65 vom 17. März 1901.)

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Björnſon mag uns eine Warnung ſein —, daß wir das Chriſtentum zu einer naturaliſtiſchen Religion degradieren und der römiſchen Kirche kongenial werden, welche ihren Heiligen Naturwunder andichtet, weil ſie ſonſt keinen Beweis haben, daß ſie Heilige ſind. Aber das Chriſtentum iſt keine naturaliſtiſche, es iſt eine ethiſche Religion. Luther hat, auch wenn Gott Wunder ihm thun wollte, Wunder und Zeichen ſich verbeten, er habe alles genug im Wort des Evangeliums. Wo iſt aber der Beweis von der Göttlichkeit des Chriſtentums? Dieſer Beweis iſt Jeſus Chriſtus ſelbſt, wie ihn unerfindbar das Wort des Evangeliums verkündet. Mit ihm ſind es die Chriſtenleute, in denen Chriſtus eine Geſtalt gewonnen hat, die in dem Frieden der Vergebung ihrer Sünde die Frucht des Geiſtes zeitigen. Und die Frucht des Geiſtes iſt nicht Wunderthun, ſondern Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Treue, Sanftmut, Keuſchheit (Gal. 5, 22). Fragen wir aber, wie dieſer Beweis für uns beweiskräftig werde, ſo giebt der Herr Chriſtus uns die Antwort: „So jemand will des Willen thun, der mich geſandt hat, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſei oder ob ich von mir ſelber rede“ (Joh. 7). Sehnen wir uns nach der Gewißheit,

daß Jeſu Lehre und er ſelbſt von Gott ſei, nur ein Weg führt dazu, der Weg unſeres Gewiſſens, unſeres Wollens. So viel wir als Gottes Willen erkannt haben, es gilt, rückhaltlos Ernſt damit zu machen, den Willen Gottes müſſen wir thun wollen, dann werden wir innerlich dazu bereitet, die Göttlichkeit der Lehre Jeſu, die Göttlichkeit des Menſchen Jeſus Chriſtus inne zu werden, ſie zu erfahren zum Nimmerverlaſſen. Und fordern wir endlich einen Beweis, daß dies Innewerden, dies Glauben echt und wahr iſt? Es giebt nur einen Beweis des Glaubens, und dieſer Beweis iſt die Liebe, die alles verträgt, alles glaubet, alles hoffet, alles duldet und die nimmer aufhört (1. Kor. 13). —

Haben wir das Weſen des Chriſtentums als Glaubensleben richtig gezeichnet, ſo ergiebt ſich für die Ausbreitung des Chriſtentums, für die Beweiſung ſeiner weltüberwindenden Siegeskraft ein Weg, der von dem durch Björnſon geſchilderten, als ob er der dem Weſen des Chriſtentums entſprechende wäre, weſentlich abweicht. Die ehrwürdige Geſtalt des Paſtor Bratt vornehmlich iſt es, in der uns die Verkörperung der Anſicht Björnſon entgegentritt. Ehrwürdig iſt ſie in der That; ſeine Seele glüht für das wahre Chriſtentum; der heiligſte Gewiſſensernſt ſpricht ſich in geradezu erſchütternder Weiſe

aus; aus anderem Holz geſchnitzt als Paſtor Sang, nicht wie dieſer ſeines Glaubens gewiß und froh, vielmehr bewegt von nagendem Gram über die verbreitete Verkennung des Chriſtentums und in ſeinem Innerſten von Zweifeln geplagt und an den Rand der Verzweiflung getrieben, wenn nicht die Rettung des Chriſtentums alsbald erſcheint, und dieſe Rettung ſieht er im Wunder, im Naturwunder. Er hat an ſeiner eigenen Wirkſamkeit in ſeiner Gemeinde die Erfahrung gemacht und dieſelbe Erfahrung bei Unzähligen ſeiner Amtsgenoſſen in der Kirche beobachtet, die der Prophet in den Worten ausſpricht: „Vergeblich habe ich mich abgemüht, für nichts und nutzlos meine Kraft verbraucht“ (Jeſaja 49, 4). Gleichgültig geht die Maſſe der Menſchen am Chriſtentum vorüber, ihre Augen ſind gehalten, und ſeine Herrlichkeit iſt ihnen verborgen, — nicht, weil ſie die Wahrheit nicht lieben oder untüchtig zum Glauben wären, ſondern weil der Erweis des Chriſtentums fehlt, der überwältigend ſie von ſeiner Gotteskraft überführt, — das Wunder! Vorzugsweiſe dieſe praktiſche Motivierung der Notwendigkeit des Wunders, die Bratt der Verſammlung der Paſtoren giebt, überwindet die Zurückhaltung und Kälte, in der ſie zuerſt dem Wunderwirken

Sangs gegenüberſteht. Im Drama ſelbſt iſt die Reflexion auf die Wirkung des Wunders in der Welt eine unumgängliche Konſequenz der Forderung des Wunders als Erweis des geiſterfüllten Chriſtentums. Nur durch dieſe Reflexion konnte der aktive und paſſive Widerſtand der doch in faſt allen ihren Gliedern dem Kompromißchriſtentum huldigenden Paſtorenkonferenz überwunden werden. Und man darf Björnſon das Zeugnis nicht verweigern, daß er durch dies Motiv die Paſtoren und damit die Träger des geiſtlichen Amtes überhaupt geehrt hat. Sie mögen noch ſo viele Bedenken gegen die Anerkennung des Wunders als Erweis des Chriſtentums hegen, ſelbſt der angebliche Schriftbeweis hat keine überführende Kraft; als aber in flammendem Wort der alte Bratt ihnen vor Augen ſtellt, welche Wirkung das Wunder für die Ausbreitung des Glaubens, für den Sieg des Chriſtentums in der Welt haben werde, da ſehen ſie ihre ſtille Sehnſucht der Erfüllung nahe, ſie laſſen ſich überzeugen. Allein Björnſon hat auch hier dem kirchlichen Leben der Gegenwart einen hervorſtechenden Zug abgelauſcht, der ebenſo wie die Wunderſucht nur kraft einer Mißbildung des chriſtlichen Geiſtes exiſtiert. Es iſt die in weiten Kreiſen verbreitete Neigung,

von Aufsehen erregenden Erscheinungen eine Heilung der Schäden der Kirche, vor allem eine Überwindung der Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit, zu erwarten. In frühern Jahrzehnten blickte man sehnsüchtig nach den Revivals in Großbritannien und Nordamerika hinüber und meinte, von der Verpflanzung derselben Bewegung in die evangelischen Kirchen Deutschlands das Heil erhoffen zu sollen. Gegenwärtig schweigt man von solcher Erwartung, aber die Sensationssucht ist deshalb nicht erloschen; irgend etwas „Besonderes" müsse geschehen, damit die „Kirche" in den „Vordergrund des Interesses" gerückt werde. Den zahlreichen starken Eindrücken, die in sozialen und politischen Dingen die Gegenwart erregen, müsse auch die „Kirche", das Christentum, gleich starke Eindrücke zur Seite stellen, wenn es nicht unbeachtet und geringgeschätzt vom Markte des Lebens verdrängt werden und damit allen Einfluß verlieren solle. Die Umzüge und die Hallelujahsalven der Heilsarmee sind allerdings dem deutschen Gemüt zu grob; allein die Reklame, die an so manche religiöse Veranstaltungen sich anheftet, ist nicht edlerer Art. Kirchliche Zeitungen werben nun einen Leserkreis, indem das Gebiet des Sensationellen mit Vorliebe bebaut wird, und wie oft verhüllt dabei die

Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe klagend ihr Haupt. In den volkswirtschaftlichen Kämpfen der Gegenwart drängen viele mit dem Panier des Christentums sich vor, das soll das Mittel sein, damit die Welt das Christentum als einziges Heilmittel für die tiefen Schäden des Volkslebens erkenne. Aufsehen muß erregt werden, ohne Reklame würde nichts erreicht, — aber was wird erreicht? Das Dürsten der Seele nach dem lebendigen Gott, die Versöhnung des Menschen mit Gott, der Friede in der Gemeinschaft mit Gott, die freudige Kraft, nach Gottes ewigem Gebot das Leben zu führen, — das Alles gewiß nicht, und doch nur dies ist Christentum und verbürgt den Sieg des Christentums in der Welt. Nicht Sensation, nicht Wunder, nicht Reklame hat die Verheißung, sondern der köstliche Weg der Bezeugung des ewigen Evangeliums in Wort und Wandel, der glaubensvollen Geduld, die des Herrn zu harren weiß, der wachsamen Bereitschaft, in die Thüren einzutreten, die Gott eröffnet, und allezeit geistliche Zwecke nur mit geistlichen Mitteln erreichen zu wollen. —

In eine völlig andere Stimmung versetzt uns der zweite Teil des Doppeldramas. Die rauhe Wirklichkeit sozialer Gegensätze, mit schonungslosem pessimistischem Pinsel

gezeichnet, zu einer Kataſtrophe hintreibend, die in Entſetzen erregender Gewaltſamkeit die Unmöglichkeit alles friedlichen Ausgleiches zu predigen ſcheint. Unter dem Eindruck des erſten Teils und ſeines religiöſen Problems hat man Mühe, ſich unbefangen der Wirkung des zweiten Teils hinzugeben, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die jeden ſachlichen Zuſammenhang des zweiten mit dem erſten Teil in Abrede ſtellen und in dem zweiten Teil nur eine ſozialiſtiſche Entladung des Dichters vermuten; um ſo verſtändlicher, als die doppelte Länge dieſes Teils die Erfaſſung der Idee nicht unerheblich erſchwert. Man thut mit ſolchem Urteil dem Dichter unrecht. Die pſychologiſche Vorbereitung der Kataſtrophe iſt freilich verſchlungener, aber ſehr viel kunſtvoller, als im erſten Teil, ergreifend durch die unheimliche Nachempfindbarkeit der ſeeliſchen Vorgänge und Entwicklungen. Wir werden in ſchwere ſoziale Mißſtände eingeführt. Unter den Arbeitern großer Fabriken iſt ein Streik ausgebrochen, und ſchon lange hat er gewährt. Die überaus ärmlichen und elenden Wohnungen der Fabrikarbeiter befinden ſich in einem früheren tiefen Flußbett, die Hölle genannt, wohin weder Sonne noch Mond ſcheinen; oben auf ſonnigem Gelände dehnt die Großſtadt ſich aus, und in

der Nähe der „Hölle“ prangt auf einem Hügel das burgartige Schloß des Fabrikanten Holger. Am Tage des Begräbnisses eines Fabrikmädchens, das mit ihren zwei unehelichen Kindern aus Not und Verzweiflung in selbstwilligen Tod gegangen ist, soll eine Versammlung vieler Fabrikherren zu gemeinsamen Maßnahmen wider die Arbeiter stattfinden, und zu Ehren der Zusammenkunft soll das Schloß illuminiert werden. Darob große Erbitterung bei den Arbeitern. Mit einem Leichenzuge, der jenes Mädchen und ihre Kinder zu Grabe geleitet, wird die erste Szene eröffnet. Während der Zug unter Grabgesängen im Hintergrund verschwindet, sind wir Zeugen der Gespräche einiger Bewohner der Hölle. Eine widerliche Unterhaltung. Verkommene Schnapsbrüder gemeinster Art, unter ihnen ein ehemaliger Student, kürzlich aus dem Arbeitshause entlassen, ein intellektuell gebildeter, aber völlig charakterloser Säufer, der gern in Reimen spricht und griechische Verse zitiert, ein Freund feiler Dirnen, — sie reden über ihre Lage und ihre Zukunft im Jargon der schmutzigen Gasse. Das Gespräch wird unterbrochen durch die Rückkehr des Leichengefolges. Der Pastor der Arbeiter in der Hölle, Falk, derselbe, der in der Pastorengesellschaft des ersten Teils die Macht

und Sicherheit der „Inſtitution“ der Kirche geprieſen hat, benutzt die Anſammlung der Gemeindeglieder, ſie zur Beendigung des Streikes zu ermahnen: ſie könnten ihre Wünſche doch nicht durchſetzen, Frauen und Kinder hungerten dabei, eine Reihe von Streikbrechern unterhöhle ihren Widerſtand; überdies habe ja auch die Armut ihren Segen und Gewinn, und wie Gott ſeine Sonne über Böſe und Gute ſcheinen laſſe, ſo ſollten ſie ſich in Geduld in die Verhältniſſe fügen. Seine Rede wird von dem ehemaligen Paſtor Bratt unterbrochen; er hat allen Glauben an Gott über uns verloren, und kennt nur noch den Gott in uns; aber von dieſem Gott in uns weiß er ſich getrieben, der armen Arbeiter ſich anzunehmen. Er übt eine eiſerne Herrſchaft über die Leute aus; auf ſein Betreiben iſt die Branntweinſchenke „Zur Hölle“ zerſtört, die Branntweinfäſſer ſind zerſchlagen und ihr Inhalt ausgegoſſen. Er dringt auf ſittliche Erhebung der verkommenen Geſellſchaft, aber ſteht unbedingt auf ihrer Seite, er iſt ihr Führer in dem Kampf gegen das Kapital. So ermuntert er ſie mit flammendem Wort, feſt zu bleiben; denn große Summen ſeien ihm geſandt, wenn auch augenblicklich alles aufgezehrt ſei. Aber gerade die frivole Illumination werde ihnen neue Hilfs-

quellen eröffnen und zahlreiche Anhänger zuführen; je toller ſich die Herren benähmen, deſto beſſer ſtehe die Sache der Arbeiter. Niemals ſeien ſie dem Ziele näher geweſen; das Ziel iſt groß; die Arbeiter des ganzen Landes ſollen für alle Zeiten aus der Finſternis emporgehoben werden, ſie ſollen aus dem Schimmel und den Kellern an die Sonnenſeite des Lebens kommen. Aber eine zwiefache, ſchwere Enttäuſchung wird ihm zuteil. Ein Streikkomitee iſt gewählt, um mit Holger, dem Fabrikherrn, zu verhandeln; die Verhandlung endet mit ſchroffer Abweiſung der Arbeiter und mit für ſie unerfüllbaren Bedingungen. Sodann ſtellt ſich heraus, daß die mannigfachen Geldbeiträge, die ſcheinbar von verſchiedenen Seiten anonym den Streikenden zugefloſſen waren, aus einer und derſelben Quelle ſtammen: Elias, der Sohn von Paſtor Sang, hat ſein großes, durch reiche Erbſchaft ſehr anſehnlich gewordenes Vermögen ihnen zugewendet, und den letzten Reſt hat er hingegeben. Statt von der Zuſtimmung und Beihilfe vieler getragen zu ſein, ſtehen die Arbeiter allein und jetzt vis-à-vis de rien. Elias, der echte Sohn Sangs, opferfreudig, mit ganzer Seele dem Wohl der Arbeiter hingegeben, — nach und nach erſteht ihm ein ungeheuerlicher Plan.

Der ſelbſtwillige Tod jenes Fabrikmädchens hat den Plan zur Reife gebracht. Kurz vor ihrem Tode hat ſie mit Elias geredet. „Einer muß ſterben, eher werden ſie nicht aufmerkſam auf uns", ſagte ſie. Eine Märtyrerin iſt ſie in ſeinen Augen, und ihr hohes Vorbild verliert ihm dadurch nichts, daß ſie durch Branntwein zu ihrem letzten Schritt ſich Mut getrunken hat. Elias ſinnt auf eine Kataſtrophe: „ich meine den Krieg, in dem man ſich ſelber opfert, um die zu vernichten, die das Böſe wollen." In einem Geſpräche mit Bratt deutet er ſein Vorhaben an; Bratt iſt über ſeine Erregtheit und ſein geheimnisvolles Weſen betroffen; er vermutet Mißtrauen gegen ihn in des Elias Seele, aber unter Beteuerungen ſeiner verehrenden Liebe verrät Elias es ihm, daß des Älteren Lehren auf fruchtbaren Boden bei den Jüngeren gefallen ſeien und zur That hindrängen. Bratt erſchrickt; derartige Gedanken liegen ihm völlig fern; eindringlich warnt er den jungen Freund, doch Elias reißt von ihm ſich los, und vergebens ſucht Bratt den Enteilenden zurückzurufen. Den Abſchied hat er mit Bratt gefeiert. Nicht lange hernach trifft er mit Rahel zuſammen. Die Schweſter iſt tief bekümmert über das krankhafte blaſſe Ausſehen ihres Bruders; ſie vermutet Überarbeitung, ſie

macht ihm den Vorschlag, in die Heimat zu reisen und dort alle glücklichen Erinnerungen der Jugendzeit aufzufrischen. Elias wendet das Gespräch auf sein düsteres Vorhaben: „wir sollen uns im Opfer üben, sagt Bratt, und er hat recht. Aber das hat eine ganz unerwartete Wirkung". „Die da oben in der Großstadt, Rahel, die haben ein anderes Gewissen als wir. Es gehören Ereignisse dazu, um die aufzurütteln". „Der Streik wird die entsetzlichste Niederlage, von der man jemals gehört hat." „Alles, von dem wir wünschen, daß es leben soll, muß durch den Tod gehen. Willst du, daß etwas weiter lebt, so stirb dafür. Das Christentum empfing sein Leben vom Kreuz, das Vaterland von den Gefallenen. Keine Neuerung außer durch den Tod." „Einen andern Weg giebt es nicht! Warum? Weil man nur dem glaubt, der in den Tod geht. Hinüber! Hinüber — dann glauben sie." Rahel versteht augenscheinlich die Andeutungen nicht; die Aufregung des Elias und seine gezwungene Ruhe, die ahnungsvolle Angst der Rahel vor einem nahenden Entsetzen, in das der geliebte Bruder verwickelt ist, beendet die Szene des Abschieds der beiden von einander, in dem die zärtlichste Liebe der Geschwister einen tief ergreifenden Ausdruck

gewinnt. Elias geht wie gebunden dem Verhängnis entgegen. Kaum hat er sich entfernt, so sucht Bratt in großer Erregung Rahel auf; er fragt nach ihrem Bruder, er klagt, daß irgend jemand ihm den Elias genommen, er beschuldigt ihn, seine eigenen Wege gegangen zu sein und durch geheimnisvolle Pläne, die weit über das von Bratt Gewollte hinausgingen, ihm die Herzen der Arbeiter entfremdet zu haben. „Bis vor ganz kurzem stand ich auf der höchsten Zinne des Glaubens an meine eigene Sache, — ich fühlte, Gott war mit mir! Ich erkannte meine Kräfte an dem Zutrauen der andern; es giebt nichts Schöneres. Da kam Elias, — und ehe ich es noch wußte, nahm er mir den Boden unter den Füßen fort." Er klagt sich selber an, daß er Elias Vertrauen geschenkt; „wie kann ein Mensch, der erlebt hat, was ich erlebte, wie kann der auch noch einmal wieder glauben?" Und doch, was Elias im Schilde führe, er selbst sei der intellektuelle Urheber, ohne es zu wissen und zu wollen; „ich hab' ihn zu weit verlockt. Ich habe nicht erkannt, daß eine Natur wie die seine niemals in diese Sache hineingezogen werden durfte. Jetzt stürzt er sich und uns ins Grenzenlose!" In schmerzvollem Schuldgefühl bricht er in die

Selbſtanklage aus: „ich helfe den Menſchen nicht, ich verleite ſie. Ich führe nicht, ich verführe. Ich thue ſtets das Entgegengeſetzte an dem, was ich ſelber will. Ich kann nichts weiter, als übers Ziel hinausſchießen. Nur anführen kann ich, — und dann Verzweiflung. Nicht wahr? Es mußte ſo enden, daß ich da liege und über mir Tauſende, die mich verfluchen.“ Mittlerweile haben die Fabrikanten im Schloſſe Holgers ſich verſammelt; es wird über ihre Stellungnahme zu den Arbeitern lebhaft verhandelt. Es fehlt nicht an Äußerungen edler Geſinnung. „Den Beelzebub kann man nicht durch Beelzebub vertreiben, wir müſſen nicht böſes mit böſem vergelten; dadurch bringen wir das Gute im Volke nicht zum Vorſchein“, ſagt der eine, und der andere weiſt darauf hin, daß in ſeiner Fabrik Herren und Arbeiter im beſten Einvernehmen ſind, da dieſe an dem Gewinn jener teilhaben. Aber das alles wird übertönt von den ſchroffſten Anſchauungen der Mehrzahl: nichts nachgeben und die Arbeiter unnachſichtig unterdrücken. Doch mitten in dieſer Debatte, als ſchon die Illumination begonnen hat und ein Muſikkorps feſtliche Weiſen ſpielt, naht das Verhängnis. Die Zugänge zum Schloſſe ſind verſperrt, die Dienerſchaft iſt entflohen. Elias, als Lohndiener ver-

kleidet, verkündet der Gesellschaft ihren Untergang; er wird von Holger erschossen. Das Schloß ist unterminiert, und die Minen sind mit Dynamit gefüllt, — ein furchtbares Getöse, und das Schloß fliegt in die Luft. Der einzige Überlebende ist Holger; aber er ist gelähmt aus den Trümmern hervorgezogen. In seinem Fahrstuhl wird er der erste Insasse des Hospitals, das Rahel, die Schwester des Elias, für rekonvaleszente Arbeiter aus ihren Mitteln, unterstützt von Holger, erbaut hat. Er ist milder geworden, er denkt an Vergebung und zeigt Verständnis für das Wohl der Arbeiter. Die beiden Kinder seiner verstorbenen Schwester, Spera und Credo, die nach dem Willen ihrer Eltern der Rahel zur Pflege und Erziehung übergeben werden sollten und die mit innigster Liebe an Rahel hangen, hatte er ihr entzogen; jetzt giebt er sie Rahel hin. Das Drama endet mit der schönen Szene, in der die beiden lieblichen Kinder Spera und Credo die Glück verheißende Zukunft prognostizieren. Die edle Humanität hat die Verheißung, und sie steht im Dienste der Enterbten.

Ruhe und Versöhnung und frohe Ahnung einer glücklicheren Zukunft ist der Schluß des Dramas. Aber dieser Schluß steigt wie die Morgenröte aus wildbewegten

Fluten menſchlicher Leidenſchaften und unheilſchwangeren Verhältniſſen am Horizont empor. Hohe Kunſt pſychologiſcher Zeichnung und Entwicklung, meiſterhafte Architektonik bis hin zur Kataſtrophe halten das Intereſſe und die ſeeliſche Spannung wach trotz der großen Ausdehnung des zweiten Teils und der Länge der Dialoge. Nach der Hauptmaſſe des Stoffes und dem ſozuſagen quantitativen Eindruck des Ganzen zu urteilen, iſt es ein modern ſozialiſtiſches Drama; der Kampf zwiſchen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, zwiſchen den Sklaven neueſter Kulturentwicklung und den herrſchenden Fabrikherren wird unter mißlichen Verhältniſſen und mit äußerſter Erbitterung geführt. Die Farben, in denen die beiden Parteien gezeichnet werden, ſind in düſtrer Glut gehalten, ein tief peſſimiſtiſcher und Menſchen verachtender Sinn hat den Pinſel geführt. In den Arbeitern, wie ſie die erſte Szene und die Verhandlung des Streikkomitees mit Holger uns vorſtellen, ſind faſt durchweg Baſſermannſche Geſtalten eines in Branntwein, Unzucht, Haß gegen die Beſitzenden verkommenen, aber auch über die Maßen mißhandelten Proletariats. Einzelne heben ſich aus der Maſſe ein wenig heraus; ein gewiſſer Gemeinſinn und Mitgefühl für die Leiden anderer thut ſich kund; es wird

betont, daß auch die Arbeiter Ehrgefühl haben; auch verſtändige Überlegung ſucht ſich geltend zu machen, während die große Menge in intellektueller und ſittlicher Stumpfheit zu blinder Wut ſich ſteigert. Der Einfluß der alles vermögenden Fabrikherren hat ſie nicht gehoben, vielmehr nur tiefer in den Sumpf geſtoßen. Der Vater des durch Selbſtmord endenden Fabrikmädchens, ein alter blinder Mann, ſpricht von einer anderen Tochter, die ähnlich zu Grunde ging, weil ſie die Schande, welche die Herren ihr angethan, nicht hatte überleben wollen, und in der Verhandlung der Deputation mit Holger kommt es unverblümt zur Ausſprache, daß die Frauen und Töchter der Arbeiter von den Fabrikherren in gröbſter Weiſe mißbraucht ſind. Das ſittliche Niveau dieſer Fabrikherren überhaupt erhebt ſich durchaus nicht über das der Arbeiter, ja, es ſind geradezu dieſelben Anſchauungen, die nur unter dem verſchiedenen Geſichtspunkt der verſchiedenen ſozialen Stellung Arbeiter und Herren beherrſchen. Die Arbeiter fordern von ihrem Paſtor Falk, er ſolle den Reichen entgegentreten, und in der Fabrikantenverſammlung hören wir das bekannte Wort: „Wenn die Kirche die Arbeiter nicht in Schreck halten kann, was zum Teufel ſollen wir dann damit?“

— als Mittel zu sozialem Zweck ist sie gut genug; versagt sie da, fort damit. Bratt predigt den Arbeitern unter großer Zustimmung: je ärger es die Herren treiben, desto besser, weil dann alles zur heilbringenden Katastrophe drängt, und als Holger von Rahel vor schroffen Maßnahmen gewarnt wird, weil ein verzweifelter Ausbruch der Unzufriedenheit drohe, spricht er dieselbe Anschauung aus: „Das wäre das beste, was jetzt geschehen könnte". Wie die Arbeiter zu blutiger Katastrophe sich drängen und vor grausem Massenmord nicht zurückschrecken, so weist unter Beifall und Gelächter der Versammlung ein Fabrikant darauf hin, daß man in Frankreich lange Jahre hindurch Frieden gehabt, als die Regierung in Paris 10000 Arbeiter habe niederschießen lassen; „so ein Aderlaß von Zeit zu Zeit ist gar nicht so übel", und Holger meint: die Arbeiter seien in der Mehrzahl, wie die Insekten in der Mehrzahl seien; falls eine solche Mehrzahl ans Ruder käme, „so sagen wir ruhig aber bestimmt: die Kanonen aufgefahren"! Welch ein Sinn die herrschende Klasse beseelt, kommt in den Verhandlungen der Fabrikanten zu schärfstem Ausdruck; das Mahnwort des sittlich ernsten Mannes, nicht böses durch böses überwinden zu wollen, vielmehr darauf

bedacht zu ſein, daß das Gute in den Arbeitern geſtärkt und hervorgelockt werde, wird mit verachtendem Hohne erwidert, und der Fabrikant, der für Gewinnbeteiligung der Arbeiter plädiert, wird niedergeſchrieen, der gemeinſte Egoismus ſteht mit roheſter Gewaltſamkeit im Bunde. Inſonderheit in Holger wird uns ein Herrenmenſch nach Nietzſches Muſter gezeichnet: auf die Herren-Religion und die Herren-Moral des Willens zur Macht pocht er ſelbſt der edlen Rahel gegenüber in brutaler Weiſe; die Herde der Arbeiter iſt ihm nur Mittel für ſeine Herren-Zwecke, wie ſein Tintenfaß ihm ſolches Mittel iſt, wie ſeine Maſchinen ihm Mittel ſind. In rohem Cynismus widerſpricht er den Arbeitern nicht, daß ihre Frauen und Töchter der Verführung der Herren zum Opfer fallen, aber er folgert daraus, daß den Arbeitern alles Ehrgefühl mangele, da jene ſich verführen ließen. Als in der Verhandlung mit dem Streikkomitee ein Arbeiter, erzürnt über die ſchnöde Behandlung, ſich thätlich an ihm vergreift, ſpricht er hernach ſeine Achtung vor dem Manne aus: in ſeinen Adern fließe augenſcheinlich Herrenblut, er möchte wiſſen, wer ſein Vater oder Großvater ſei. Holgers natürlicher Sohn, der Ingenieur Halden, muß ſeine Bauten und ſonſtigen

Anlagen ausführen, und dieſer Halden leitet den elektriſchen Funken in die Mine, er ſprengt ſeinen Vater und die ganze Fabrikantenbande in die Luft. Nur vor der Geſtalt der Rahel hat Holger ſittlichen Reſpekt: für ihr Hospital hat er Haus und Park ihr zur Verfügung geſtellt, — der einzige edlere Zug in dem düſteren Gemälde.

Mit großer Kunſt iſt ein widerliches Bild ſozialer Immoralität vor uns aufgerollt; es kann weder über den Gaſſenſtaub des Tages erheben, noch auch durch ſachliche Wahrheit und Gerechtigkeit erſchüttern und demütigen. Die Frage iſt nur: iſt die Schilderung dieſes ſozialen und moraliſchen Elends der Zweck des Dramas? Soll gezeigt werden, wie die beiderſeitige Verſumpftheit mit Notwendigkeit zu einer beide Parteien verderbenden Kataſtrophe führt? Wird die Frage bejaht, ſo iſt das abfällige Urteil vieler allerdings berechtigt, daß im Gegenſatz zu der hohen Haltung des erſten Teiles dieſer zweite ſo weit ausgeſponnene Teil in niedrigen Regionen ſich bewege, ein ſozialiſtiſches Drama, der Form nach bewundernswert, dem Inhalt nach nicht beſſer als „Die Weber“ und anderes der Art. Wir bejahen die Frage nicht. Der Zuſammenhang mit dem erſten Teil würde ja

unerfindbar ſein; das religiöſe Problem, dem das Ganze des Doppeldramas dienen ſoll, wäre fallen gelaſſen, ein Zerrbild des ſozialen Problems wäre an deſſen Stelle getreten. Der gemeinſame Titel: „Über unſere Kraft“ verbietet jene Auffaſſung; dort ſehen wir ihn in dem edlen Paſtor Sang, hier in dem gleich edlen Sohne des Paſtor Sang, Elias, ſich verkörpern. Des Elias Geſtalt bewegt ſich von Anfang an bis zur Kataſtrophe durch die Handlung, in ſtets deutlicher hervortretenden Zügen wird die Handlung in des Elias Hand gelegt, und er, nicht der Kampf der Arbeiter und der Herren, ſteht als der Wegweiſer da, an dem das Verſtändnis des Dramas, insbeſondere der breiten Schilderung des ſozialen Kampfes, ſich zu orientieren hat. Doch Elias ſteht nicht allein; mit ihm auf das innigſte in ſchweſterlicher Liebe verbunden, aber ſelbſtändig, unbeeinflußt von ihrem Bruder, ihren eigenen Weg mit ſicheren Schritten gehend, ſehen wir die liebliche Geſtalt der Rahel; mit ihm zu derſelben Lebensaufgabe an den Arbeitern vereint und doch durch tiefe Kluft von ihm getrennt, ſeinen väterlichen Freund, zuerſt ſein Führer, dann ſein ohnmächtiger Widerſacher, den ehemaligen Paſtor Bratt. Auch der Paſtor der „Hölle“, Falk, dürfte zu nennen ſein: doch

nur, um ihm die Stelle anzuweiſen, die ihm gebührt: die ſchwächliche Folie, der gegenüber ſich inſonderheit der charaktervolle Bratt abhebt. Ein typiſcher Paſtor des Kompromißchriſtentums iſt Falk; in den Geſprächsſzenen mit den Arbeitern, als ſie vom Begräbnis zurückgekommen ſind, wird er uns vorgeſtellt. Er hat kein Verſtändnis für den prinzipiellen ſcharfen Gegenſatz, der die Fabrikherren und die Arbeiter feindlich einander gegenüberſtellt; durch Beſchwichtigungsverſuche, durch wehleidigen Hinweis auf die darbenden Frauen und Kinder, durch Ermahnung zur Geduld, durch unverſtändiges Lob der Armut, welche die Menſchen mit wenigem zufrieden, gutherzig unter einander, unbeſchreiblich aufopfernd, geduldig, nachſichtig mache, will er die Leute mit ihrem Elend ausſöhnen, den Riß heilen und alles ins Gleiche bringen. Mit ſeinen Mitteln tritt er allerdings den Notleidenden zur Seite, aber es iſt ein ſchwächliches Wohlthun, in dem ſein „gutes Herz“ ſich ſonnt. Was er in der Stille ſich ſelber ſagen ſollte zu heilſamer Demütigung vor Gott und zur ſittlichen Reinigung der Energie im Kampf gegen das Böſe, ſpricht er in unkluger Offenherzigkeit den Leuten aus und lähmt dadurch bei ſich ſelbſt und bei den Arbeitern die That ſittlicher Erneuerung; ſeine

Milde gegen den Sünder wird zur Entkräftung des ſittlichen Urteils über die Sünde, indem er den aufs äußerſte verlumpten Studenten Otto Herre in Schutz nimmt: „wäre es mir ſo ergangen, dann tränke ich am Ende auch. Er gleicht einer Roſe von Jericho. Vom Winde ausgedörrt und alltäglich grau. Wird ſie aber ins Waſſer geſetzt, ſo wächſt ſie und lächelt ſonntäglich.“ Wie geſchloſſen und kraftvoll dagegen der Charakter Bratts! Den Glauben an den Gott über uns hat er nach der Kataſtrophe des erſten Teils verloren; er glaubt aber an den Gott in uns, und dieſer von allem religiöſen Inhalt entleerte Glauben macht ihn ſtark, in der ihm eigenen Energie ſich der Hebung der Arbeiter und der Beſſerung ihrer Zuſtände raſtlos hinzugeben und auf die Erreichung ſeines Zieles unbedingt zu hoffen. Er wird gefürchtet von den Arbeitern; durch ſein Anſehen und ſeine Macht über ſie bringt er es zuſtande, daß der Unmäßigkeit ein Riegel vorgeſchoben wird und daß die Arbeiter aller Not zum Trotz einig ſind in der Durchführung ihres Streikes, damit dem Elend dauernd abgeholfen werde. Allein ohne es zu merken, verliert er das Heft aus den Händen. Die Faktoren ſeiner Rechnung erweiſen ſich falſch; von der Hilfe und thatkräftigen

Sympathie weiter Kreiſe meinte er ſich getragen, und muß erfahren, daß die ſchwärmeriſche Opferliebe eines einzelnen ihm alle Hilfe geboten. Er meint, in Elias einen willigen und lenkſamen Schüler zu haben, und erfährt zu ſeinem Entſetzen, daß ſeine Lehren auf nur allzu fruchtbaren Boden gefallen ſind und ſich in dem Herzen des Jüngeren zu einem Thatendrang umſetzen, der vor nichts zurückſcheut. Die alte Unruhe, die wir aus dem erſten Teile kennen und die völlig überwunden ſchien, kommt peinigend wieder über ihn; der Glaube an den Gott in uns, dem er vertraut, wird als Hirngeſpinnſt erkannt, und als die Kataſtrophe hereinbricht, deren er wider ſeinen Willen ſich ſchuldig weiß, geht er an dem Scheitern ſeines Lebenswerkes zu grunde, er endet in Geiſtesumnachtung.

Bei aller Anteilnahme, welche die Perſönlichkeit, die Wirkſamkeit und das tragiſche Geſchick Bratts erweckt, iſt er doch nicht die Figur, an die das Intereſſe ſich kettet und welche der Träger der leitenden Idee des Dramas ſein kann. Als ſolchen Träger haben wir niemand anders anzuſehen als Elias, den Sohn des Paſtor Sang. Aus verſchwiegenem Hintergrunde rückt er nach und nach hervor, von ſeinem verborgenen Wirken, das

die ganze Haltung des Stückes erſt ermöglicht, wird ausgegangen, bis er ſelbſt erſcheint und der Spiritus rector der entſcheidenden Handlung bis zur Kataſtrophe wird. Elias iſt die einzige Figur, deren Geſinnung und Thätigkeit von ausgeſprochenen religiöſen Motiven geleitet werden, und es dürfte keine Frage ſein, daß Björnſon, wie er im erſten Teil den Paſtor Sang als Repräſentanten des chriſtlichen Glaubenslebens zeichnete, ſo im zweiten Teil in dem Sohne Paſtor Sangs das Chriſtentum als Liebesleben uns vor Augen ſtellen will. Fremd allem Prunke und aller Ehrbegier, opferfreudig bis ins Grenzenloſe, ſtellt er ſein ganzes großes Vermögen anonym in den Dienſt der Sache der Arbeiter, ſtellt er ſeine ſchriftſtelleriſche Kraft als Redakteur einer Arbeiterzeitung, ſtellt er ſich ſelbſt in ihren Dienſt. Er weiß ſich in der Nachfolge des Gekreuzigten, er giebt ſein Leben für die Brüder hin; den Mühſeligen und Beladenen gehört ungeteilt ſein Herz, in ihren Bedrängern ſieht er die, welche das Böſe wollen und die nicht wert ſind, daß ſie leben. Der Märtyrer der guten Sache, hat er nur das Wohl der Elenden im Auge, ſelbſtlos iſt ihre glückliche Zukunft das, was ſeine Seele erfüllt. Der Gedanke, durch furchtbaren Schlag der Freiheit eine Gaſſe

zu öffnen, ist nicht in ihm entstanden; wir hören ihn bereits in der ersten Szene aus dem unreinen Munde des Otto Herre, jenes Studenten, ausgesprochen, wenigstens angedeutet; der Plan verbreitet sich in den Kreisen der Arbeiter, auch Rahel hat davon etwas vernommen und warnend hat sie Holger darauf aufmerksam gemacht, ohne zu ahnen, daß Elias ihn zur Ausführung bringen will. Der aus trübem Grunde aufsteigende Mordgedanke empfängt in dem reinen Herzen des Elias religiöse Verklärung; es ist ein Werk des Heils, entsprechend allen großen guten Werken, in denen durch Opferwilligkeit und Selbsthingabe bleibende Segenskräfte entbunden werden. Auch die Schätzung der im Kindesmord und Selbstmord zu Grunde gegangenen Fabrikarbeiterin als Märtyrerin der guten Sache, ist nicht in Elias selbst entstanden. Die Arbeiter der „Hölle" sehen in ihr das Opfer der elenden Verhältnisse, der Härte der Fabrikherrn; in Elias Augen umspielt diese Gestalt religiöse Verklärung, und auch der Branntweinsdunst ihrer Sterbestunde vermag den Weihrauchduft nicht zu übertäuben, sie ist ihm ein ideales Vorbild geworden, dem nachzueifern er als seine in freudigem Opfermut übernommene Pflicht erkennt. Es ist nicht nur ein Selbstbekenntnis,

es ist vornehmlich auf Elias gedeutet, was der alte Bratt vor Rahel ausspricht: „Wir sind in einer andern Welt mit Phantasieen groß gemacht; man hat uns nicht gelehrt, das wirkliche Leben zu sehen und uns klar darüber zu werden. Wir taumeln aus einem tausendjährigen Nebel heraus — und wollen die Welt erlösen! Die ist gar bunt geworden, während wir uns außer Landes befanden. Aber dazu ist unser Gehirn nicht angethan. Eine überspannte Phantasie oder ein überspannter Wille, darum ist in uns stets etwas über die Kraft. In dem natürlichen Leben können wir uns nicht zurecht finden. Wir geraten in Utopieen hinein und hinaus ins Grenzenlose." Von seinem „Fliegen ins Grenzenlose" hat auch Elias zu seiner Schwester gesprochen. Das ist Elias, ein Enthusiast von Scheitel bis zur Sohle in seinem Liebesleben, wie sein Vater Enthusiast war in seinem Glaubensleben. Aus lauterer Liebe zu den geringen Brüdern, aus religiöser Begeisterung, die zu düsterem Fanatismus und zum vernichtenden Haß gegen die Bösen wird, sprengt er mit Dynamit das Schloß, sich selbst und alle Bewohner des Schlosses in die Luft, — dahin treibt es nach Björnson den, der in den sozialen

Kämpfen des praktiſchen Lebens mit ſeinem Chriſtentum Ernſt macht.

Zum poſitiven Aufbau beſſerer Zuſtände iſt das Chriſtentum nicht geeignet: erſchüttern kann es zur Not, den felſenharten Widerſtand kann es durch ungeheuere Kataſtrophen brechen, aber die Bauarbeit und alle Hoffnung auf eine beſſere Zukunft ruht in den Händen edler Humanität, wie ſie, unter der ſchützenden Führung ihrer mütterlichen Freundin Rahel, in Spera und Credo hoffnungsfroh und vertrauensſelig repräſentiert wird. Rahel verkörpert uns das humanitäre Liebesleben in holder thatkräftiger Weiblichkeit. Irgend einen religiöſen Zug ſuchen wir in ihr vergebens; aber in gleicher Opferfreudigkeit wie ihr Bruder Elias, doch ohne alle Enthuſiaſterei und ungeſunde Übertreibung hat ſie ihre Lebensaufgabe darin gefunden, in ihrem Hospital für Arme zu ſorgen, Kranke zu pflegen und Hilfsbedürftigen Tröſterin zu ſein. Sie iſt in ihrer jungfräulichen Reinheit und Milde der gute Genius, der über den ſchmutzigen Gewäſſern ſchwebt, ſie weiß die wildaufbrandenden Wogen zu ſänftigen, dem alten Bratt iſt ſie vertraute Freundin, dem Elias mit ihrer treuen Schweſterliebe verſtändnisvolle und fürſorgende Genoſſin, und ſelbſt der rohherrliche

Holger beugt ſich vor der königlichen Weiblichkeit, ohne freilich von ihr ſich überwinden zu laſſen. Mit Spera und Credo, dieſem jugendfriſchen lieblichen Geſchwiſterpaar, hat ſie innigſten Bund der Liebe geſchloſſen; ihr reiner Liebesſinn beſeelt auch ihre jungen Freunde. Am Schluß des Dramas ſtehen die Drei als Sieger auf dem Plan; Rahel als Leiterin des Hospitals, die Retterin des in der Zertrümmerung all ſeiner Herrlichkeit geſchlagenen Holgers, legt in der Gegenwart die verheißungsvollen Keime einer glücklichen Zukunft, die zu größerem und beſſerem, wie Spera und Credo verſprechen, ſich entfalten wird. Das holde Gemüt wohlthuender Fürſorge und ſeligen Liebeseifers in Spera, die weit ausſchauenden Erfindungen der Intelligenz zur Wandelung unerträglicher Zuſtände in Credo, beide im Dienſt ſozialer Reformen, werden die Verhältniſſe und dadurch auch die Herzen beſſern und erneuern. Allein die Verwirklichung liegt in ferner Zukunft; in der Gegenwart ſind es nur reine Kinderſeelen, die freundlich davon phantaſieren.

Chriſtentum, nach Björnſon: echter Art, oder Humanität, darum handelt es ſich ſchließlich; das Chriſtentum wird als ſegnendes Ferment der Geſellſchaft beſeitigt,

die Humanität als Siegerin und alleinige Führerin der Zukunft gepriesen. Hat Björnson eine richtige Zeichnung entworfen? Ist das wirklich echtes Christentum, was uns in Elias entgegentritt? Wir fragen nicht, ob es Enthusiasten giebt oder geben kann, die aus rein christlich religiösen Motiven in solche Bahn geraten, wie Elias, mögen sie nun die Konsequenzen ziehen, wie er, oder auf halbem Wege stehen bleiben. Wir fragen, ob das Betreten dieser Bahn vom Geist des Christentums aus sich rechtfertigen läßt oder gar gefordert wird. Wie die Frage, ob das Christentum im Glaubensleben des Pastors Sang echter Art war, verneint werden mußte, so ist auch die Frage nach der Echtheit des Christentums im Liebesleben des Pastorsohnes Elias durchaus zu verneinen.

Die christliche Liebe, das ist das erste, operiert nicht mit Dynamit und sieht ihr Werk nicht in zerstörten Schlössern und in Haufen zerfetzter Leichen. Echtes Christentum hat freilich von der Opferbereitschaft und dem Märtyrermut des Elias etwas an sich, aber die Thorheit des Elias hat es nicht, blind und toll alle Mittel aus den Händen zu geben, ohne nach vernünftigen Zwecken zu fragen. Bei aller Anerkennung der tiefgreifenden

Wechſelwirkung von wirtſchaftlichen und ſittlichen Notſtänden iſt das echte Chriſtentum von dem Aberglauben weit entfernt, daß durch Hebung wirtſchaftlicher Notſtände auch die ſittlichen gehoben würden; es iſt eben eine Lüge, daß der Beſitz moraliſch gut, die Beſitzloſigkeit moraliſch ſchlecht macht; Björnſon ſelbſt hat es in der Schilderung der Fabrikherren und der Arbeiter bewieſen. Auf das ernſteſte aber iſt dagegen Verwahrung einzulegen, daß Chriſtentum und Humanität in einen Gegenſatz geſtellt werden, daß das Chriſtentum als Liebesleben ſchließlich nichts ſein ſoll als gemeingefährliche Enthuſiaſterei, daß der Humanität dagegen die Palme für Gegenwart und alle Zukunft gereicht wird. Es beſteht kein Riß zwiſchen wahrem Chriſtentum und echter Humanität; ein Chriſtentum ohne Humanität iſt nicht wahr, eine Humanität ohne Chriſtentum iſt nicht echt; wir werden erſt dann zu wahren Menſchen, wenn wir rechte Chriſten geworden ſind. Der Apoſtel Paulus ſchreibt an die Philipper (Kap. 4): „Weiter, liebe Brüder, was wahrhaftig iſt, was ehrbar, was gerecht, was keuſch, was lieblich, was wohl lautet, iſt etwa eine Tugend, iſt etwa ein Lob, dem denket nach: Welches ihr auch gelernt und empfangen und gehört und geſehen habt an mir, das thut, ſo wird der

Gott des Friedens mit euch ſein.“ Das neue Gebot der Bruderliebe iſt nach dem Worte des Apoſtels Johannes (1. Joh. 2) dasſelbe mit dem alten Gebot, das jeder Menſch von Anfang an gehört hat, weil es jedem Menſchen ins Herz geſchrieben iſt. Aber es iſt dennoch ein neues Gebot, weil es wahrhaftig iſt bei Chriſtus und bei den Chriſten, die aus der Finſternis der Gottesferne in das wahre Licht gekommen ſind. Hier iſt es enthüllt, in ſeiner vollen Majeſtät vorhanden, weil wir lieben ſollen, gleichwie Chriſtus uns geliebt, weil wir lieben können, weil Chriſtus uns dazu geliebt hat, daß auch wir einander lieben (Joh. 13). Sorgen wir nur dafür, daß unſer Chriſtentum als Liebesleben ſich allezeit als die wahre Humanität offenbare, und daß unſer Glaubensleben den Beweis ſeiner Echtheit allezeit auf ſittlichem Gebiete ſuche und bewähre. Dann können wir Björnſon mit Freuden zugeſtehen, daß es ein wahres Chriſtentum ohne das Gottvertrauen und das Gebetsleben des Paſtor Sang, ohne die Opferfreudigkeit und den Märtyrermut ſeines Sohnes Elias nicht giebt noch geben kann.

Verlag von Reuther & Reichard, in Berlin W. 9.

Christliche Ethik

von

Dr. Julius Köstlin

Oberkonsistorialrat und Professor in Halle.

Mk. 10.—, in Halbfranzband Mk. 12,—

„Neben Paulsens Ethik kennen wir keine neue Darstellung, die in so unmittelbarer Berührung mit den Gaben und Aufgaben der Gegenwart sich hält. Wer immer einen reichen Aufschluß über das Leben in seiner Beziehung zu Gott und seiner allseitigen Bethätigung in der Welt gewinnen will, dem sei das Studium des schönen, vornehm ausgestatteten Werkes empfohlen." [Leipziger Zeitung 18./II. 1899.]

„Wir erkennen in ihm (dem Verfasser) den feinsinnigen philosophisch geschulten Denker, wenn er über das Wesen der menschlichen Freiheit handelt, den ernsten Prediger, wenn er in dem Kapitel über Buße und Glauben die laxen Anschauungen der großen Menge rückhaltlos aufdeckt, den weitblickenden Ausleger, wenn er uns hinter dem Buchstaben des Bibelworts den lebendigen Geist erschließt, den innig empfindenden und reich gebildeten Menschen, wenn er von Natur und Kunst, von Ehe und Freundschaft zu uns redet." [Grenzboten 1900, I.]

Gottesglaube
und moderne Weltanschauung.

Von

J. H. Kennedy.

Mk. 4.—, in Kaliko geb. Mk. 5.—.

Inhalt: I. Das Veto des Positivismus. — II. Die Zweckordnung in der Natur und das Kausalgesetz. — III. Die Zweckordnung in der Natur und die natürliche Zuchtwahl. — IV. Das Schöne und Erhabene. — V. Determinismus und Wille. — V. Kant und der moralische Gottesbeweis.

„Dieses vortreffliche und anziehende Büchlein", schreiben die „Grenzboten", „empfehlen wir den Lesern und verraten vom Inhalt weiter nichts, als daß der Verfasser unter anderm das Schöne in der Natur höchst glücklich zur Widerlegung des Darwinismus verwendet."

Religiöse Reden

von

Fred. William Robertson.

Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet.

2. verbesserte und vermehrte Auflage.

Mk. 2,70. Fein geb. Mk. 3,50.

Herr Generalsuperintendent Oberhofprediger **Dr. Dryander** schrieb der Verlagshandlung nach Erscheinen dieser Sammlung: „Wir Geistliche können nur Ihnen und der verehrten Uebersetzerin für diese Gabe wärmsten Dank wissen und von Herzen wünschen, daß Viele von Robertsons Geist, Behandlungsweise, Psychologie und sittliche Energie lernen mögen. Möge dem Buch ein langer Weg beschieden sein. Es gehört zu denen, die nicht veralten."

Thomas von Aquino und Kant.

Ein Kampf zweier Welten.

Von

Dr. Rudolf Eucken,

Geh. Hofrath. Prof. an der Universität Jena.

Mk. 0,60.

Durch die augenblicklich im Vordergrund stehenden geistigen Kämpfe gewinnt die vorstehende Schrift eine besondere Aktualität: sie sucht den jetzt die Geister mächtig bewegenden Kampf auf die letzten Prinzipien zurückzuführen und damit zur Aufklärung zu wirken.

„Das Schriftchen ist in rhetorischem Stil, **mit edlem Pathos geschrieben**; man wird an Fichte erinnert, man merkt, der Verfasser will erwecken, aufrütteln."

(Korr.-Bl. f. d. ev. Konf. in Baden 1901. 37.)

· Philosophia militans. ·

Gegen Klerikalismus und Naturalismus.

Fünf Abhandlungen

von

Dr. Friedrich Paulsen,

o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Berlin.

Zweite durchgesehene Auflage.

Mk. 2.—, fein gebunden Mk. 3.—.

Inhalt: 1. Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie. 2. Kant, der Philosoph des Protestantismus. 3. Katholizismus und Wissenschaft. 4. Fichte im Kampf um die Freiheit des Denkens. 5. Ernst Haeckel als Philosoph.

„Ueberhaupt ist es ein hoher Genuß, diese Aufsätze Paulsen's zu lesen; an keiner Stelle fühlt man sich gelangweilt, sondern jederzeit ist man auf die weitere Entwickelung gespannt. Daß es sich hier um philosophische Fragen handelt, darf Niemanden zurückschrecken. Denn Paulsen ist ein Meister der Darstellung; er versteht es, die schwierigsten Probleme so klar auseinanderzusetzen und so deutlich zu erörtern, daß jeder Gebildete seinen Darlegungen mit Interesse folgen wird etc." [Ev. Kirchenzeitung 1901, 45.]

„Paulsen schreibt einen vortrefflichen, leichten Stil mit geistvollen Wendungen und fein angebrachten Citaten. Deshab wird jedem Gebildeten dieses sympathisch ausgestattete und ausgezeichnet mit gothischen Lettern gedruckte Büchlein interessieren."
[Ernst Külpe in der Balt. Monatsschrift 1901, p. 246.]

„Der warme Idealismus, die mannhafte Gesinnung, die Begeisterung für wahre Religiosität, das ehrliche, sittliche Pathos im Kampfe gegen Lüge und Heuchelei lassen Paulsens Buch als eine der edelsten Kampfschriften unserer Zeit erscheinen." (Christl. Welt 1901, 14.)

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 071957375

Geschichte der Musik

im Umriss

von

Dr. H. A. Koestlin.

Fünfte, vollständig neu bearbeitete Ausgabe.

Mk 8,—, in eleg. Geschenkband Mk. 10.—.

„Das ist ein Buch, welches sich durchaus nicht bloss an die Leute wendet, die sich, weil sie ein wenig Klavier oder Geige spielen, musikalisch nennen, sondern an alle, die Interesse für Musik und Musikgeschichte haben, sei es nur soweit, als es in unserem geselligen Leben geradezu Erfordernis der allgemeinen Bildung ist. Es ist also, so ernst und inhaltlich gediegen es auch ist, recht eigentlich ein Buch für das deutsche Haus." (Dresdener Neueste Nachrichten.)

„Die Darstellung zeichnet sich durch lichtvolle Klarheit und Wärme der Schilderung aus, die ganz besonders in den den Klassikern gewidmeten Kapiteln sympathisch anmutet. Das Buch, sehr hübsch ausgestattet, darf namentlich als Geschenkwerk empfohlen werden." (Daheim 1900, No. 23.)

Die Kunst des Krankenbesuchens

von

Dr. med. A. Römer.

Elegant broschiert Mk. 1.—

Der Verf. sagt am Schlusse der Schrift: „Darin freilich besteht die große Kunst des Lebens überhaupt, zwischen der Fürsorge für die eigene Person und der für die Nebenmenschen den richtigen Ausgleich zu finden, und es ist eine herrliche Fügung, daß die Hingabe für das Wohl des Nächsten uns nicht bloß Gefahren, sondern gewiß weit mehr Gewinn zu bringen verspricht — Gewinn in unserm Falle nicht allein durch Erweiterung und Vertiefung der Menschenkenntnis, sondern namentlich auch dadurch, daß man danken lernt für das viele Gute, das man vor den Kranken voraus hat. — Mit diesem wechselseitigen Geben und Empfangen dünkt mich, ist die höchste Kunst des Krankenbesuchens erreicht."

A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.